

ZUR SELBSTDARSTELLUNG HERDERS IN DEN ERSTEN BÜCKEBURGER JAHREN

von Tino Markworth — Bielefeld

Die Ankunft Herders in Bückeburg im April 1771 und die Heirat mit Caroline Flachsland im Mai 1773 markieren als biographische Eckdaten eine Phase der schriftstellerischen Tätigkeit Herders, die zum großen Teil durch die Vorbereitung sowie die Um- und Ausarbeitung der »Aeltesten Urkunde« gekennzeichnet ist. Für die Entstehung dieses Werks sind die neuen Lebensumstände Herders sicherlich nicht ohne Bedeutung; sie bilden den lebensgeschichtlichen Hintergrund, der von Herder vielfach im Hinblick auf seine eigene Person problematisiert wird. Diese auf die konkrete Lebenssituation bezogene Reflektion über die eigene Rolle und Funktion steht, so läßt sich vermuten, in einem Zusammenhang mit den von Herder in dieser Zeit entwickelten Theoriemodellen, insbesondere wenn sie die Kategorie des Individuums thematisieren.¹ Die Nachzeichnung der Selbstdarstellung Herders in den ersten beiden Bückeburger Jahren soll als erster Schritt im Rahmen einer solchen Fragestellung gleichsam eine Folie bereitstellen, um einen Teil der Problemkonstellationen, denen sich Herder während der Vorbereitung der »Aeltesten Urkunde« und anderer in dieser Zeit entstandenen Schriften ausgesetzt sah, transparent zu machen.

Auf der Grundlage der Herderschen Briefe — von ihm als „Tagebuch meiner Merkwürdigkeiten“ und „Gemälde meiner Denkart“ (SB II, 23) bezeichnet — läßt sich nun ein Modell entwickeln, das eine Ausdifferenzierung der Herderschen Selbstthematizierung in drei Phasen ermöglicht:² Von seiner Ankunft bis zum Herbst 1771 charakterisiert Herder sich als romantischen Philosophen und Schäfer, der sich v. a. über seine Naturbegeisterung definiert; ab Herbst 1771 sieht er sich durchgängig als Einsiedler, bis er schließlich in der dritten Phase ab August 1772 eine Annäherung an christliche Positionen vollzieht, mit der die Selbstbezeichnungen „Theologe“ und „Landpastor“ einhergehen. Dabei scheinen es im wesentlichen drei Aspekte seiner Bückeburger Lebensbedingungen zu sein, denen in Bezug

1) Vgl. zuletzt zum Individualitätskonzept in den verschiedenen Disziplinen: Manfred FRANK / Anselm HAVERKAMP (Hg.): Individualität. Poetik und Hermeneutik XIII. München 1988.

2) Vgl. allgemein zur Herderschen Selbstdarstellung die Dissertation von Rudolf KÄSER: Die Schwierigkeit, ich zu sagen. Rhetorik der Selbstdarstellung in Texten des ‚Sturm und Drang‘: Herder — Goethe — Lenz. Bern 1987, S. 1—107.

auf Herders Selbstthematisierung eine außerordentliche Bedeutung zukommt und an deren wechselnder Beurteilung sich auch zugleich die Veränderungen seiner Selbsteinschätzung ablesen lassen. Da ist zum einen die Beziehung zu Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, mit dessen Erwartungen an einen ihm angemessenen, philosophisch interessierten Gesprächspartner Herder konfrontiert wird. Zum anderen ist Herder in das Amt eines Oberpredigers und Konsistorialrats eingebunden, das einen gewissen Zeitaufwand erfordert. Ein dritter wesentlicher Punkt ist sicherlich die Provinzialität Bückeburgs, die persönlichen Kontakt zu intellektuell gleichrangigen Gesprächspartnern nicht in dem von Herder gewohnten Umgang ermöglicht und ihm das Gefühl sozialer und kommunikativer Isolation vermittelt.

Zur Einschätzung des Status der Selbstdarstellungen ist jedoch zu berücksichtigen, daß die in Herders Briefen verborgenen Selbstentwürfe von einer Vielzahl von Faktoren mitbestimmt werden und nicht ohne weiteres als authentische Selbstaussagen gewertet werden können. Jede Selbstdarstellung reflektiert zwangsläufig spezifische Muster der Selbstdeutung, die wiederum als vorgegebene Tradition — man denke hier besonders an Herders damalige Ossian-Begeisterung und seine Rousseau-Rezeption — in ihren verschiedenen Formen die identitätsstiftenden Vorstellungen beeinflussen. Die sprachlichen Selbstdeutungskonzepte sind semantisch und syntaktisch vorgeprägt und zugleich in pragmatischer Hinsicht von der Mitteilungssituation, das heißt in diesem Fall von der Textgattung des bürgerlichen Privatbriefes und den damit verbundenen Implikationen eines vorgegebenen formalen und zum Teil auch inhaltlich bestimmten Musters mit hochgradiger Adressatenabhängigkeit und damit verknüpften strategischen Interessen, nicht zu trennen. Die „Ich“-Äußerung wird so zu einem Schnittpunkt vielfältiger struktureller Abhängigkeiten, die in ihrer Komplexität anscheinend nur durch einen interdisziplinären methodischen Ansatz, der verschiedene Verfahren integrieren müßte, einer Analyse nähergebracht werden könnte. Diese unterschiedlichen Herangehensweisen müßten jedoch noch einmal metatheoretisch auf ihre Kompatibilität untersucht beziehungsweise in ein — wie auch immer beschaffenes — Methodenmodell eingearbeitet werden.³

³) Auf die erheblichen methodischen Probleme weisen sowohl Alois HAHN / Volker KAPP: Selbstthematisierung und Selbstzeugnis. Bekenntnis und Geständnis. In: Selbstthematisierung und Selbstzeugnis. Hg. von A. HAHN / V. KAPP. Frankfurt 1987, S. 7f., als auch R. KÄSER: Die Schwierigkeit, ich zu sagen, S. XVII, hin.

Es würde sicherlich den vorgegebenen Rahmen überschreiten, auf diese hier nur kurz skizzierten Abhängigkeiten einzugehen oder gar ein ausgefeiltes methodisches Konzept ihrer Analyse zu entwickeln. Trotzdem sollten diese Überlegungen bei der Lektüre stets präsent bleiben, um den historischen Hintergrund der Herderschen Aussagen mitzubedenken und sie entsprechend zu relativieren.⁴ Dies soll selbstverständlich nicht eine völlige Arbitrarität der Selbstdarstellung nahelegen, denn wenn auch aufgrund der sprachlichen und geistesgeschichtlichen Tradition bereits ein bestimmter diskursiver Rahmen vorgegeben ist, greift eine rein rezeptionsgeschichtliche Untersuchung zwangsläufig zu kurz, da sie lediglich die Aufnahme der verschiedenen Traditionsbestände und auf deren Hintergrund die innovativen Momente der Selbstthematizierung aufzeigt. Erst die Bezugnahme auf den lebensgeschichtlichen Hintergrund kann jedoch Plausibilitäten für die jeweilige Aktualisierung und kreative Ausweitung einer spezifischen *Auswahl* aus den bis dahin überlieferten Möglichkeiten der Selbstdarstellung liefern.

Schon in seinem ersten Brief aus Bückeburg wird deutlich, daß sich Herder als Oberpfarrer und Konsistorialrat in Bückeburg deplaziert fühlt. Die Tätigkeit in seinem Amt, „das mir so angemessen ist, als wenn ich Schulz im Dorf werden sollte — [. . .]“ (SB II, 14), wird von Herder als Agieren in einer ihm zugewiesenen gesellschaftlichen Rolle verstanden: „Stellen Sie sich vor, was ich vor eine Figur spielte, als mich mein Ehrwürdiger Colleague mitten durch die Kirche führte, mich u. meinen Mantel in der Tasche, als Konsistorialrath u. Hochwürdigen Oberprediger — [. . .]“ (SB II, 14). In der ersten Phase seines Bückeburger Aufenthalts wird die mangelnde Identifikation mit seiner beruflichen Stellung lediglich ironisch kommentiert, ohne jedoch als Frustration thematisiert zu werden: „Ich bin (viel gesagt!) der

⁴) Dies trifft sicherlich auch in gewissem Maße auf die von mir verwendeten interpretativen Aussagen über Herders Person zu. So sollte beispielsweise der Satz „Herder befand sich in einer existentiellen Krisensituation“ nicht als psychologisierende Aussage über die Person Johann Gottfried Herder gedacht sein, sondern den Selbstdarstellungseffekt immer schon mitberücksichtigen, ohne dies darüberhinaus sprachlich explizit zu machen und damit die Lektüre unnötig zu erschweren. In unserem Zusammenhang würde dieser Satz also als „Herder stellte sich in der Weise dar, als ob er sich in einer existentiellen Krisensituation befände“ zu verstehen sein. Auch wird zum Beispiel das „Ich“ in den Herderschen Aussagen mit der Person Herders gleichgesetzt, ohne den Persönlichkeits- oder den Ich-Begriff zu problematisieren.

glücklichste Bediente in ganz Bückeburg: habe eine einträgliche Stelle, für die ich mich freilich nicht schicke, aber wer kann dafür?" (SB II, 32)⁵

Eine ähnliche Einschätzung wird in Herders Beschreibung der Beziehung zu seinem Landesherrn, Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, deutlich. Kurz nach seiner Ankunft ist Herders Beurteilung dieses Verhältnisses noch recht unsicher: „Der Graf ist nur noch wenige Tage in Bückeburg gewesen u. sein Umgang also noch Nichts, als tiefe, zu tiefe Achtung: auf die Feiertage gehe ich zu ihm aufs Land, u. hoffe ihn mehr kennen zu lernen." (SB II, 23) Einen Monat später scheint sich die Beziehung schon wesentlich gebessert zu haben: „Mein Herr ist seit 14. Tagen im Lager u. seit so lange habe ich ihn auch nicht gesehen, sonst habe ich keinen, durchaus keinen, der mich innig verstehe [. . .]" (SB II, 33). In einem Brief vom Ende Juni 1771 kommt Herder noch einmal ausführlich auf den Grafen zu sprechen und liefert eine differenzierte Charakterisierung, obwohl er andererseits schreibt, daß er „von Ihm wahrhaftig noch nicht urtheilen mag. Wir leben so entfernt gegen einander: [. . .]" (SB II, 36). Zugleich kritisiert er massiv die Hofgesellschaft und den Despotismus im Lande, und man spürt sein Bemühen, die persönliche Unabhängigkeit durch möglichst großen Abstand zum Hof weitestgehend zu bewahren (vgl. SB II, 36). Bei aller Kritik kommt Herder in den ersten Monaten doch zu einer positiven, wenn auch leicht ironischen Beurteilung seines Landesherrn: „Sie sehen aus Allem den edlen Charakter, der für Etwas Großes geschaffen ist, u. dessen Mistöne alle insgesamt daher kommen, daß er für das Land zu groß ist." (SB II, 36)

Zu der Distanziertheit zu seinem Amt tritt für Herder die Empfindung der persönlichen Isolation, die — abgesehen von den äußeren Verhältnissen — sein Selbstgefühl wesentlich zu bestimmen scheint. Herder sucht jedoch keinesfalls Kontakt um jeden Preis; voller Selbstbewußtsein lehnt er ein näheres Verhältnis zu den meisten Bewohnern Bückeburgs ab und bleibt auf seinen intellektuellen Ansprüchen bestehen. Die unvermeidliche Vereinzelung wird in Kauf genommen, um das „eigene Genie" nicht zu verderben. Diese Ablehnung von Anpassung und Integration wird schon in Herders zweitem Brief deutlich formuliert:

Meine erste Zeit drauf ward in Besuche vertheilt; staunen Sie aber, wenn ich Ihnen sage, daß ich außer dem Westfeldschen Hause, keinen Menschen angetroffen, mit dem

⁵) Vgl. allgemein zu Herders amtlichen Verpflichtungen den Aufsatz von Brigitte POSCHMANN: Herders Tätigkeit als Konsistorialrat und Superintendent in Bückeburg. In: Bückeburger Gespräche über Johann Gottfried Herder 1983. Hg. von Brigitte POSCHMANN. Rinteln 1984, S. 190—213.

ich zum Zweiten mal zu sprechen wünschte. Sie kennen vielleicht meine sonstige Langmuth in diesem Stücke, zumal bei ersten Besuchen, die noch immer wenigstens Licht der Neuheit haben; oder wenn Sie sie nicht kennen, so muß ich Ihnen sagen, daß es wenigstens bei mir selbst, Einer der Ersten Vorwürfe sey, den ich meinem Genie u. meinem Charakter mache, an zu vielen Menschen zu bald was Umgängliches, Unterhaltendes zu finden, u. dadurch vielleicht in Gefahr zu kommen, mir selbst eine Leere u. ein Mittelmäßiges zu geben, was ich nur zu oft an mir verspüre. Aber hier ist die Sache zu anders! Entweder kein Umgang, oder man verschmachtet, u. verdirbt! Wüste Köpfe! u. Steine, aus denen auch kaum mit Stahl ein Funke zu erschlagen ist! Weiber ohne Reize und Lecture! ohne Bildung und Bildsamkeit! Der Idealumgang der Einsamkeit ist mir noch nie in der Welt so zu statten gekommen, als jetzt, u. auch nie in der Welt so geschmeckt! (SB II,22)

Der „Idealumgang der Einsamkeit“ wird hier im Mai 1771 noch emphatisch begrüßt, doch anscheinend ist die Außenseiterposition für Herder auf Dauer nur schwer durchzuhalten. Bereits einen Monat später thematisiert er wieder seine Isolation (vgl. SB II, 32) und beklagt im Juli wiederum das Fehlen von adäquater Gesellschaft (vgl. SB II, 51). Im Grunde bleiben Graf Wilhelm und Kammerrat Westfeld die einzigen Personen, denen er sich mehr oder minder zu nähern gewillt ist. Noch ein halbes Jahr später schreibt er, daß Westfeld sein „Einziger Umgang“ sei (vgl. SB II, 65) und nennt auch noch im März 1773 das benachbarte Westfeldsche Heim, das Haus, „wo ich esse u. trinke u. leibe u. lebe [. . .]“ (SB II, 319). Daß aber auch dieses Verhältnis der von Herder gewünschten Vertrautheit entbehrte und nicht den zuvor gewohnten Umgang ersetzen konnte, machen die fortgesetzten Klagen Herders über Einsamkeit und Unverständnis deutlich.

Einen vorläufigen Ersatz für die menschliche Gesellschaft scheint für Herder in dieser Phase die Natur zu bieten. Er stilisiert sich in den ersten Monaten in Bückeburg zum „Einsiedler! Philosoph u. Schäfer!“ (SB II, 22), der so romantisch, einsam und in Wäldern und Kirche lebt, „wie es nur Dichter, Verliebte und Philosophen [. . .] können“ (SB II, 33). Ganz im Stile Ossians bezeichnet er sein Haus als „Celtische[n] Hütte“ (SB II, 23) und propagiert ein natürliches Leben, dem er durch Ausritte und ausgedehnte Spaziergänge näher kommen will („Die liebsten Stunden sind vor mich, da ich ganz ohne Gesellschaft entweder einen sehr angenehmen Wald durchstreiche, der dicht an Bückeburg liegt, oder im Schatten meines Gartens, an einem Wall, liege, oder endlich, denn seit drei Tagen haben wir vortrefflichen u. gestern den schönsten Mondschein von der Welt diese Stunde der schönschlummernden Nacht mit allem Gesange der Nachtigall genieße.“ — SB II, 25; vgl. SB II, 22). Die Naturbegeisterung hält bis zum Herbst 1771 an, währenddessen Herder die nähere Umgebung Bückeburgs durchwan-

dert und durchreitet; immer wieder wird der Gegensatz zwischen dem mittlerweile negativ besetzten menschlichen Umgang und dem positiv bewerteten Naturaufenthalt thematisiert (vgl. SB II, 85).

Da ihn weder sein Amt noch seine gesellschaftliche Stellung ausfüllen, versucht Herder zu Beginn seines Aufenthalts, seine Außenseiterposition positiv zu wenden und die Zeit in Bückeberg zu Reflektion und Bildung zu nutzen (vgl. SB II, 53). Obgleich er im ersten Monat in Bückeberg emphatisch den Wunsch formuliert, in Zukunft nur noch „Landpastoridyllen [zu] schreiben, u. lesen, u. genießen u. empfinden, u. alle Gelehrsamkeit, u. Weltgeschäfte in den Archipelagus bei die Rußische Flotte [zu] wünschen“ (SB II, 23), spielen doch „Gelehrsamkeit“ und „Weltgeschäfte“ weiterhin eine wichtige Rolle in seinem Leben. Kaum ist er in Bückeberg angekommen, bietet er Friedrich Nicolai seine Dienste für die »Allgemeine Deutsche Bibliothek« an (vgl. SB II, 19f.) und rezensiert von nun an regelmäßig nicht nur für die ADB, sondern auch für den »Wandsbecker Boten« und die »Frankfurter Gelehrten Anzeigen«, bis er sich ab August 1773 wieder nahezu ausschließlich auf die Ausarbeitung eigener Schriften konzentriert.

Das Problem der kommunikativen Isolation rückt ab Herbst 1771 immer stärker in den Mittelpunkt, und es findet nach und nach eine fast unmerkliche Verschiebung von Bedauern und zwangsweiser Akzeptanz des Mangels an gesellschaftlichem Umgang hin zu Melancholie und Verzweiflung statt. Einige Auszüge aus den Briefen mögen den Facettenreichtum der Wertungsmöglichkeiten Herders zu diesem Thema belegen: Voller Selbstmitleid („Ich lebe jetzt so einsam, bei aller Zerstreung so sehr allein in der Welt, daß ich mich gerne wenigstens mit Träumen vergnüge.“ — SB II, 52), zynisch („[. . .] ich habe hier kein Menschliches Angesicht, das mich nicht wenn ichs ansehe, eher zu Boden schlagen, als nur zwei Finger breit heben könnte.“ — SB II, 57), verzweifelt („Hier ist Nichts! Nicht Herr, nicht Freund, nicht Mensch, nicht Leben!“ — SB II, 59). Immer wieder taucht in den ersten Bückeberger Jahren das Bild der Wüste auf, mit der Herder seine Umgebung vergleicht, um die Situation seiner Abgeschiedenheit in aller Deutlichkeit darzustellen (vgl. SB II, 88, 131, 162, 285 und als Steigerung sogar noch „wüste Insel“ — SB IX, 170). Die neuen Kontakte zur Gräfin zu Schaumburg-Lippe im Januar 1772 und zum Ehepaar Heyne in Göttingen im Februar 1772 werden von Herder enthusiastisch begrüßt und kurzfristig als Ausweg aus seiner Einsamkeit idealisiert (SB II, 127, 138), doch da diese Beziehungen zum großen Teil nur auf brieflicher Ebene möglich sind,

wird dieses Problem dadurch nicht gelöst. Gleichzeitig werden die in den ersten Monaten geäußerten Urteile über die Beziehung zu seinem Landesherrn nun ohne die erhoffte Zukunftserwartung reformuliert. Die Möglichkeit eines engeren Kontakts zwischen ihm und dem Grafen weicht schließlich im Dezember 1771 der resignativen Einschätzung, daß es zu einer wirklichen Annäherung nicht kommen wird:

Der sonst in vielen Sachen am harmonischsten mit mir dächte, wäre vielleicht im ganzen Lande — Niemand weniger als der Landesherr selbst: allein Ein Landesherr zu wievielen Stunden kann er Mensch seyn! und dabei bleibt er doch immer so sehr Fürst! und der Unsrige ist gegen mich ruhigen, weichen Philosophen so sehr Held. Und dazu haben wir beide uns schon so viel Eigensinn bewiesen — kurz, u. wenn das Alles auch nicht wäre — Alter u. Stand verdirbt schon Alles! — [. . .] (SB II, 120).

In Verbindung mit der veränderten Sichtweise seiner Isolation geht ein radikaler Wandel in der Beurteilung der eigenen Rolle und Funktion einher, der sich unter anderem in der Thematisierung der Sinnlosigkeit seines Daseins offenbart. So schreibt er im Oktober 1771 in einem Brief an seine spätere Braut Caroline Flachsland: „Ich fühl es Alle Tage beim ersten Aufblick, daß ich zu Nichts lebe, u. daß ich jetzt eben so leben werde, wenn ich nicht mit Ihnen lebe.“ (SB II, 82) In der Differenzbestimmung zwischen seinem augenblicklichen Zustand und einer imaginären Anwesenheit seiner Briefpartnerin wird damit zugleich die Lösung des Konflikts projiziert, die allerdings vorläufig nicht realisierbar ist (vgl. auch SB II, 147f.).⁶ Die Problematik, daß sein Leben ohne Sinn und Zweck sei, durchzieht von nun an kontinuierlich seine Briefe bis zum Juli 1772:

„Lieben Sie mich, edle süße Freundin, ich bin allein auf der Welt u. doch auch wahrhaftig zu Nichts da! zu so vielem ich gern da seyn will!“ (SB II, 103; November 1771); „[. . .] wenn irgend Ein Mensch gleichsam für sich selbst Nichts geworden ist, so bin Ichs.“ (SB II, 119; Dezember 1771); „[. . .] so hast Du das vorige Jahr hier durchlebt! so abgerissen u. einsam u. Dich wie Nichts fühlend!“ (SB II, 156; März 1772); „Zusammengeflickt, u. ohne wahren Zweck u. Würde, feierlich geehrt u. ohne befriedigenden Werth, gut u. armselig — machen Sie sich aus dem Kontraste Etwas; der ist mein Leben. Ich opfre diesen Sommer noch auf; aber so daß mich jetzt kaum mehr Tag u. Nacht der Gedanke verläßt ‚daß Alles ein Nichts ist‘ und das Nichts muß auf Eine oder die andre Weise bald vorbei seyn.“ (SB II, 171; Mai 1772); „Ich lebe hier wahrhaftig so einsam-elend, ohne Zweck, Würde und wahre Nothdurft.“ (SB II, 184; Juni 1772)

⁶) Vgl. allgemein zu Herders Beziehung zu Caroline Flachsland: Horst STEPHAN: Herder in Bückeburg. Tübingen 1905, S. 78; Eugen KÜHNEMANN: Herder. Zweite neu bearbeitete Auflage. München 1912, S. 188–194; Nicolaus C. HEUTGER: Herder in Niedersachsen. Hildesheim 1971, S. 12; Cordula HAUX: Eine empfindsame Liebe. Der Brautbriefwechsel zwischen Caroline Flachsland und Johann Gottfried Herder. Magisterarbeit Bielefeld 1988.

Herders Selbstdarstellung ist sicherlich nicht derart homogen, wie man aus den bisherigen Ausführungen schließen könnte. So sind auch gelegentlich Selbstbeschreibungen zu finden, die — gerade mit Herders neuen Kontakten zum Ehepaar Heyne und der Gräfin — einen mehr oder weniger ausgeglichenen Herder präsentieren (vgl. SB II, 155, 179). Doch selbst in den eher positiven Selbsteinschätzungen ist sich Herder seiner gefährdeten Lage bewußt. Bei aller Zufriedenheit mit sich selbst und der Anerkennung durch andere, scheint der Gedanke von der Nutzlosigkeit seines Daseins dennoch hindurch („Ahnden Sie aber dabei Nichts Böses, ich bin mit mir zufriedner, als ichs lange gewesen, u. fast alle Welt ist's mir. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich von allen Seiten für Werthachtung u. Hochachtung genieße, u. das beruhigt doch sehr. Wenn ich nur gewisse Lücken damit erfüllt hätte! erfüllen könnte! wenn ich nur Zweck zu leben hätte! Glauben Sie, daß ich ihn habe?“ — SB II, 165).

Die existentielle Notlage Herders geht mit einer Neubewertung seiner Arbeits- und Handlungsmöglichkeiten einher. Ab Herbst 1771 tauchen erste resignative Bemerkungen im Hinblick auf seine schriftstellerische Arbeit auf („Arbeiten kann ich hier nichts! Alle Glieder sind mir erfroren! Es muß erst, ich weiß nicht, woher, Frühlingswind wehen u. mich heben!“ — SB II, 109; vgl. SB II, 114f.); zugleich wird die Ablehnung seiner amtlichen Tätigkeit nun in einer neuen Schärfe formuliert („Jetzt bin ich nichts, als Hochwürdiger H. Konsistorial Rath, dem Gott gnädig sei, u. daß das blutwenig u. unausstehlich sei, können Sie denken.“ — SB II, 69) und die Differenzen zwischen der eigenen Person und dem Predigeramt radikalisiert. Herder sieht sich in dieser Phase als „Federleichte Person“, die nichts Pastorales an sich hat „als vorn einen Kragen u. hinten ein Mäntelchen“ (SB II, 154) und die in ihrer gesellschaftlichen Rolle völlig deplaziert ist („[. . .] so wenig ich mich hier im Mindesten auf meinem Platze fühle, [. . .]“ — SB II, 114).

Ebenso verändert sich die Einschätzung seiner letzten schriftstellerischen Leistung vor seiner existentiellen Krise, wie aus Herders Reaktion auf die Veröffentlichung seiner ersten Preisschrift deutlich wird. Im Juni 1771 bekommt er, für ihn überraschend (SB II, 58), den Preis der Berliner Akademie für seine »Abhandlung über den Ursprung der Sprache« zugesprochen, die er bereits im Dezember 1770 eingereicht hatte. Herder nimmt die Preisverleihung äußerst gelassen auf („Der Preis der Akademie hat mich wahrhaftig, ich weiß nicht, wie wenig gerührt!“ — SB II, 44) und scheint hauptsächlich neue Streitschriften und Angriffe gegen sich zu fürchten (SB II, 44).

Dieses Verhalten ist um so verwunderlicher, wenn man den von ihm geäußerten Enthusiasmus berücksichtigt, mit dem er die Preisfrage im Oktober 1769 begrüßt hatte (SB I, 168). Als die Abhandlung schließlich Ende Februar 1772 erscheint, schämt sich Herder geradezu für diese Schrift (SB II, 129). Im Bewußtsein der Differenz zwischen seiner früheren Persönlichkeit und seinem aktuellen Ich („Jetzt würde ich sie um 100. Sachen nicht schreiben, u. nie mehr dergleichen schreiben.“ — SB II, 132f.) übergibt er ein gedrucktes Exemplar seinem Landesherrn, nicht ohne die vielfältigen Schwächen dieser Arbeit zu erwähnen (SB II, 133f.). Demgegenüber ist Graf Wilhelm jedoch von der außergewöhnlichen Qualität der Schrift überzeugt und zeigt völliges Unverständnis für Herders scharfe Selbstkritik: „Ich begreife nicht, wie es gereuen kann, der Verfasser einer Schrift zu seyn, wo Scharfsinn und Genie die Feder so geleitet, daß der menschlichen Erkenntniß die wahren Unterscheidungszeichen der Menschheit von der bloß thierischen Natur deutlicher dargethan werden, als bisher von den grösten Philosophen geschehen ist.“⁷

Im Sommer 1772 vollzieht sich in Herders Denken eine, zumindest für die weiteren Bückeburger Jahre, entscheidende Annäherung an christliches Gedankengut. Dieser Wandel, der sich auch in der Publikation einer Vielzahl von theologischen Schriften in den letzten Bückeburger Jahren widerspiegelt, wurde meist als durch eine plötzliche Bekehrung bewirktes Ereignis oder allgemein als das Ergebnis einer religiösen Krise interpretiert.⁸ Bei näherer Untersuchung erweisen sich diese Hypothesen jedoch als zu undifferenziert, zumal von einer *religiösen* Krise keine Rede sein kann; Herder problematisiert zwar vom Herbst 1771 bis Sommer 1772 in aller Schärfe das eigene Dasein, doch bleibt er dabei immer im Rahmen seiner religiösen Vorstellungen befangen, ohne diesen selbst in Frage zu stellen.⁹ So las-

7) Wilhelm Graf zu Schaumburg-Lippe. Schriften und Briefe. Hg. von Curd OCHWADT. Bd. 3. Frankfurt 1983, S. 345.

8) Die Bekehrungsthese vertreten z. B. Rudolf HAYM: Herder. Bd. 1. Berlin 1877 (Nachdruck 1958), S. 532, und Friedrich Wilhelm KANTZENBACH: Johann Gottfried Herder. Reinbek 1970, S. 64. Zur Thematik „religiöse Krise“ vgl. Wilhelm DOBBEK: Johann Gottfried Herder in Bückeburg 1771 bis 1776. In: Schaumburg-Lippische Mitteilungen, Heft 20, 1968/1969, S. 46–48; F. W. KANTZENBACH: Herder, S. 64–66; Nicolaus C. HEUTGER: Herder in Niedersachsen, S. 23–28; Günter ARNOLD: Johann Gottfried Herder. Leipzig 1979, S. 43.

9) Aus diesem Grund scheint hier zur Differenzierung der Begriff ‚existentielle Krise‘ angebracht zu sein, die jedoch keinesfalls im emphatischen Sinne als Einzelereignis verstanden werden soll.

sen sich für den gesamten Untersuchungszeitraum keinerlei Aussagen finden, in denen Zweifel am Dasein Gottes beziehungsweise dessen leitender Vorsehung in der Welt überhaupt thematisiert werden. Allerdings bleiben die metaphysischen Kategorien von der existentiellen Krise nicht unbeeinflusst, wie die Bedeutungsverschiebungen innerhalb des Vorsehungskonzepts deutlich machen.

Bereits der Wechsel nach Bückeburg geschieht aus der Herderschen Perspektive der ersten Phase nicht ausschließlich in Eigenverantwortung, sondern wird durch göttliche Macht mitbestimmt („Der Himmel setzt mich in Umstände [. . .]” — SB II, 15; Mai 1771). Trotz seiner unbefriedigenden Situation ist Herder bis zum Herbst 1771 von seinem gottgewollten Dasein überzeugt, das in seiner Sicht letztendlich eine **Wendung** zum Positiven zeitigen wird („Freilich ists wahr, daß ich in **meinem** Leben noch nie so betrogen bin, als in den meisten Erwartungen **dieses** Orts; aber das sind doch Einmal Führungen Gottes, die niemand **voraussehen** kann, denen ich mich überlasse, u. die doch immer das beste **Ende** haben müssen.” — SB II, 68; September 1771). Auch in den **enthusiastischen** Naturbeschreibungen vom Herbst 1771 ist diese grundlegende **religiöse Tendenz** spürbar („Die ganze Welt war ein stiller, feierlicher, sanfter **Tempel Gottes**, wo ich ordentlich hin war, u. nichts denken konnte, als daß auch in solchem ewigen Ton der Morgenröthe der Tempel meiner Seele **wäre** [. . .]” — SB II, 75; Oktober 1771).

In der Phase der existentiellen Krise **ab Herbst 1771** vollzieht sich auch ein Wandel des **Herderschen Vorsehungskonzepts**, das nun den Widerspruch zwischen der quasi empirisch **empfundenen Sinnlosigkeit** des Daseins und dem Glauben an die **Vorsehung so weit wie möglich** vermittelbar machen muß. Obwohl es bis zum **Wandel im Sommer 1772** nur wenige Aussagen zu diesem Problembereich gibt, lassen sich doch gewisse Veränderungen feststellen. Es fehlt zum einen der bis dahin vorherrschende positive Aspekt der Vorsehungskategorie, der eine **Wende zum Guten** garantierte (vgl. SB II, 68); zum anderen scheint das modifizierte Konzept der Vorsehung in dieser zweiten Phase fast keine eigenverantwortlichen und zugleich erfolversprechenden Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen mehr zuzulassen („Alle Dinge sind mir in meinem Leben wider u. ohne Willen begegnet; ich werde jetzt nicht anfangen, zu sorgen, da ich just eben nichts thun kann.” — SB II, 124; Januar 1772), während der Spielraum des Individuums im September 1771 durch den Aspekt der Freiwilligkeit gegenüber der göttlichen Lenkung stärker gewahrt blieb. Herder betont besonders in der Zeit

seiner existentiellen Krise die Machtlosigkeit des Einzelnen gegenüber dem Schicksal¹⁰ und nimmt aus dieser Perspektive das eigene Leben in erster Linie als „Pfad der Vorsehung“ (SB II, 174; Mai 1772) wahr. Die völlige Reduzierung der Eigenverantwortlichkeit gipfelt in der Überbietung des Vorsehungs- und Schicksalsgedankens durch das Konzept der Prädestination, das Herder in seinen Briefen aus Bückeburg erstmals im April 1772 für sein Denken in Anspruch nimmt („Ich weiß, Sie verwünschen meinen Zustand — das thun Sie nicht! Einmal ist doch nichts in der Welt umsonst; insonderheit solche Würfel! Ich glaube nicht blos an Vorsehung, sondern an Schicksal, an Prädestination! Jedes Leben jedes merkwürdigen Menschen bestärkt mich darinn, mein eignes auch — ich will noch fortleben!“ — SB II, 166; April 1772) und das sich über den Sommer 1772 hinaus durchhält („Ich bin in Absicht auf meinen Weg des Lebens ganz ein Prädestinatianer, eben weil ich keinen Weg vor mir sehe u. sehn mag: so laß ich ganz eine andre Hand würfeln, die bisher immer gut gewürfelt [. . .]“ — SB II, 302; Januar 1773).¹¹

Es liegt sicher in gewisser Weise nahe, eine Art Bekehrungserlebnis als Ursache für die Auflösung dieses existentiellen Widerspruchs zu vermuten, doch mangelt es dieser häufig behaupteten Hypothese an Evidenz: Weder in seinem Briefwechsel mit Caroline Flachsland, in dem Herder sicherlich die intimsten und detailliertesten Beschreibungen seines Seelenzustands liefert, noch in seinen anderen Briefen finden sich Hinweise einer religiösen Erleuchtung.¹² So wird meist nur die vielzitierte Stelle aus Herders Brief

¹⁰) Vgl. dazu auch Herders ersten Entwurf seines musikalischen Dramas »Brutus« (SW XXVIII, 11–27), den Herder im Mai 1772 an Caroline Flachsland sendet und in diesem Sinne kommentiert: „Ich hab's auch blos eigentlich für mich geschrieben, um die Lieb-lingssituation auszuschütten, daß fast Nichts in der Welt recht gut sei! Alles von außen Farbe erhalte! die beste That auf dem Rade des Schicksals liege, u. wie es denn wohl einem Brutus seyn müße, wenn sich das Rad umkehrt, u. er sieht, es ist gut von hinnen zu gehn.“ (SB II, 173)

¹¹) Hier wird möglicherweise der Einfluß Luthers virulent, mit dem sich Herder erst in Bückeburg in der Phase seiner existentiellen Krise intensiv zu beschäftigen begann. Insbesondere diese für die Problematik wichtige Schrift Luthers »De servo arbitrio« wurde von Herder positiv rezipiert, wie die Erwähnungen im zweiten Band der »Aeltesten Urkunde« (vgl. SW VII, 127) oder auch in der zweiten und dritten Fassung der Schrift »Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele« (SW VIII, 307f., 202) belegen. Vgl. allgemein zur Lutherrezeption Herders den Aufsatz von Günter ARNOLD: Luther im Schaffen Herders. In: Impulse, 9, 1986, S. 225–274 (bes. S. 245–249), sowie die Dissertation von Michael EMBACH: Das Lutherbild Johann Gottfried Herders. Frankfurt 1987 (bes. S. 118–128, 193–201).

¹²) Auch John ROGERSON: Herders Bückeburger „Bekehrung“. In: Bückeburger Gespräche über Johann Gottfried Herder 1979. Hg. von Brigitte POSCHMANN. Rinteln 1980, S.

an Merck vom 17. Oktober 1772 als Nachweis vorgebracht („Auch können Sie denken daß der Theologische Libertin weg sei; aber daß er sich fast in einen Mystischen Begeisterer darüber **verwandelt**, würden Sie kaum ahnden.“ — SB II, 244). Im Nachsatz schränkt Herder jedoch selbstkritisch das zuvor Gesagte ein, indem er die **Fluchtfunktion des Mystischen** betont und damit die Aussagekraft der oben genannten **Briefstelle** einschränkt: „Die Seele aber bauet oder träumt sich natürlich um so lieber u. glücklicher fremde Welten, je weniger sie in der **gegenwärtigen** findet.“ (SB II, 244) Auch in dem Brief an Merck vom 17. November 1772 wird lediglich eine Verschiebung der Herderschen Auffassung **hin zu christlichem Gedanken** gut deutlich, der aber keineswegs ein **Bekehrungserlebnis** vorangegangen sein muß:

Daß meine Seele allerdings in einem Zustande **gelegen hat u. noch oft liegt**, wo es mehr gedöhnt in ihr hat, als geklungen; daß **ich mich unter der Taufe** der Wolke u. des Meers (verstehen Sie ja nicht blos äußere Lage) **gefunden**, die ich, der ich voraus, wie Sie wissen, so ein Freigeist theologischen u. **astrologischen** Wahns gewesen, mir noch nicht erklären kann, auch nicht erklären **will, weil das nichts hilft**, sondern nur in eine gewisse Feuertaufe, von der ich auch **noch nicht weiß, wie?** oder woher? zu verwandeln ahnde, u. zitternd hoffe — **hundert andre Sachen** mehr, das ist wahr! u. eben weils Ihnen unglaublich dünken muß, wie **mir, schließe** ich mit Peter Squenz, daß Wahr mehr seyn muß, als unwahrscheinlich. (SB II, 266)

Zugleich wird immer wieder auf den **großen Einfluß** von Hamann und Lavater hingewiesen,¹³ der jedoch schon aus **chronologischen** Gründen nicht das **auslösende** Moment für Herders **Wandel** gewesen sein kann: Erst Ende August 1772 schreibt Herder nach **langer Pause** den ersten Brief an Hamann, dann folgt je ein Brief im Januar und im März 1773; die Korrespondenz mit Lavater beginnt Herder mit **einem Schreiben** vom Ende Oktober 1772, dem jeweils ein Brief in den **ersten drei Monaten** des Jahres 1773 folgt. Dies trifft ebenso auf die immer wieder behauptete Einwirkung der Gräfin zu Schaumburg-Lippe auf Herders **Hinwendung** zu theologischen Positionen zu.¹⁴ Denn auch wenn Herder **zunächst voller Begeisterung** die Bedeutung der Kontaktaufnahme mit der Gräfin im Januar 1772 hervor-

17–30, steht der Bekehrungsthese kritisch gegenüber und relativiert sie erheblich, ohne sie allerdings ganz aufzugeben. Er verweist in diesem Zusammenhang auf den im Vergleich zur Weimarer Arbeit weitaus rationalistischeren Bückeburger Kommentar zur Offenbarung Johannis und auf die Kontinuität zwischen den Predigten der Rigaer und der Bückeburger Zeit.

¹³⁾ Vgl. R. HAYM: Herder. Bd. 1, S. 532; N. C. HEUTGER: Herder in Niedersachsen, S. 23.

¹⁴⁾ Vgl. Hermann HEIDKÄMPER: Herder in Bückeburg. In: Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, 16, 1911, S. 12; Robert T. CLARK: Herder. His life and thought. Berkeley 1955, S. 182f.; N. C. HEUTGER: Herder in Niedersachsen, S. 46.

hebt (vgl. SB II, 127), kommt er jedoch nur noch jeweils einmal im Februar und März 1772 auf sie zu sprechen; erst ab November 1772 taucht ihr Name regelmäßig in seinen Briefen auf (vgl. SB II, 269, 270, 272, 284, 286, 290, 300, 306, 310, etc.). Da Herder gerade während der Zeit seines theologischen Wandels im Sommer 1772 die Gräfin nicht einmal erwähnt, erscheint mir eine Einflußnahme von ihrer Seite auf diese Veränderung weder in irgendeiner Form nachweisbar noch plausibel zu sein.

Demgegenüber ist meines Erachtens — wenn auch nur indirekt — Caroline Flachsland wesentlich für den Herderschen Sinneswandel verantwortlich. In ihren Briefen vom Juni 1772 verlangt sie von Herder zum wiederholten Male eine Klärung ihrer Beziehung,¹⁵ da dessen Liebesbeteuerungen bis dahin keinerlei Konsequenzen für die Planung einer gemeinsamen Zukunft nach sich gezogen hatten. In dieser Weise in Zugzwang geraten, entschließt Herder sich nach langem Zögern schließlich im Brief vom 11. Juli 1772 zu einer Art Heiratsantrag (SB II, 191). Diese von Herder ursprünglich nicht intendierte, ihm gleichsam abgerungene Festlegung wird von Caroline Flachsland bei einem Streitgespräch mit ihrem Schwager, Geheimrat Hesse, in angeblich voreiliger Weise bekanntgegeben und damit Herder eine Rücknahme des Heiratsversprechens nahezu unmöglich gemacht.¹⁶ Diese Ereignisabfolge läßt sich nun aus Herders Sicht als Eingriff des Schicksals interpretieren, mit dem der bis dahin immer noch nicht völlig beseitigte Widerspruch zwischen der noch verbleibenden Positivität des Vorsehungskonzept und der Sinnlosigkeit des eigenen Daseins aufgelöst werden kann. Durch die in Aussicht stehende eheliche Verbindung sieht Herder wieder einen Zweck in seinem Leben und findet damit auch auf der Ebene der persönlichen Erfahrung die göttliche Vorsehung als positiv wirkende Schicksalsmacht bestätigt.¹⁷ Herders veränderte Gemütsverfassung spiegelt sich schon in dem darauffolgenden Brief wider: „Ich lebs von Tag zu Tage mehr! Mit Gefühl von Zweck u. Hoffnung u. vester Zuversicht in der Schöpfung! Mit guter Selbstbestimmung u. Tugend!“ (SB II, 194) Den engen Zusammenhang zwischen der Sinnstiftung des eigenen Lebens und

¹⁵⁾ Vgl. Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Hg. von Hans SCHAUER. Bd. 2, Weimar 1928, S. 152—158.

¹⁶⁾ Auf die von Herder möglicherweise nicht durchschauten strategischen Aspekte des Verhaltens Caroline Flachslands, die eine möglichst schnelle Eheschließung anstrebte, verweist zu Recht C. HAUX: Eine empfindsame Liebe, S. 117—123.

¹⁷⁾ Auch J. ROGERSON: Herders Bückeburger „Bekehrung“, S. 29f., sieht die Klärung des Verhältnisses zwischen Herder und Caroline Flachsland als wesentliche Voraussetzung für die neue, emphatische Religiosität Herders an.

der Verbindung mit Caroline Flachsland macht Herder kurz nach der vorläufigen Heiratsvereinbarung in einem Brief an Louise Merck deutlich: „Que je me forme de beaux projets de notre vie commune! [. . .] Sans cette esperance je ne saurois pas à present, à quoi vivre?“ (SB IX, 154) Klagen über seine Lebensumstände treten von nun an erheblich seltener auf als zuvor; Herder kann jetzt seine unbefriedigende Situation als sinnvoll und notwendig — gerade im Hinblick auf seinen intendierten Selbstbildungsprozeß (vgl. SB IX, 153f.) — einordnen, wobei er immer wieder betont, daß er nur aufgrund seiner „Mislage“ von Zeit zu Zeit in trübselige Stimmung ver falle (vgl. SB II, 241). Selbstkritisch steht er seinen früheren Meinungsäußerungen gegenüber, indem er die angesprochenen negativen Aspekte als zeit- und situationsgebunden relativiert: „Und denn das Meiste ist, wie gesagt, für mich jetzt nur so, u. mit Ihnen ändert sich auch für mich Alles! Alles! Als Ehemann werde ich Freund, Bürger, Mensch: jetzt bin ich ein — Einsamer, ein künstlicher Geist zu weit von andern abste hend [. . .]“ (SB II, 207).

Diese von Herder als empirisch aufgefaßte Bestätigung seiner Vorsehungskategorie führt zur Reaktivierung christlichen Gedankenguts, was sich einerseits in der häufigen Verwendung theologischen Vokabulars in den Briefen ab Sommer 1772 bemerkbar macht — das Wort ‚Amen‘ taucht zum Beispiel vorher in der Bückeburger Zeit überhaupt nicht auf — und andererseits in der neuen Deutung der Funktion Caroline Flachslands zum Ausdruck kommt. Kontinuierlich bleibt, daß Herder bei der Thematisierung seines Selbstbildungsprozesses seiner Braut eine wichtige Rolle zuschreibt, da sie ihn gleichsam verjüngen und an seiner moralischen Vervollkommnung maßgeblichen Anteil haben soll (vgl. SB II, 269, 276). Neu hingegen ist das Zusammenfallen des christlichen Vorsehungsglaubens und der existentiellen Sinnerfüllung in der Person Caroline Flachslands, die zum „Himmliche[n] Werkzeug“ (SB II, 262) instrumentalisiert wird und deren Briefe Herder nun „wie dem Mahomet die Kapitel im Koran, die ihm der Engel Gabriel brachte!“ (SB II, 238) erscheinen. Nach wie vor bleibt sie aber, auch wenn ihr zusätzlich die Rolle zukommt, als Werkzeug der Vorsehung zu fungieren, zugleich Endzweck des Herderschen Daseins: „Mein Zweck liebstes Mädchen ist mit Dir zu leben u. glücklich u. würdig u. tugendhaft zu werden: kann ich dies mit Nebenlieblingsideen gewisser Wirk samkeit etc. wohlan! — Wo nicht: so Nicht!“ (SB II, 247; vgl. auch SB II, 277)

Anfang August 1772, kurz nach dem Heiratsversprechen, beginnt Herder nun auch erstmalig, sich als Theologen zu bezeichnen (vgl. SB II, 196, 198),

und aus dem „Westphälischen Einsiedler“ wird nun zeitweise der „Westphälische[n] Ländpriester“ (SB II, 217). Er bezieht damit zugleich Frontstellung gegen die frühere Selbsteinschätzung als „Philosoph“ (vgl. SB II, 254), was sich wiederum auf die Beurteilung des Grafen Wilhelm auswirkt. Betont Herder im Dezember 1771 den Unterschied zwischen sich und dem Grafen noch mit der Differenz zwischen Philosoph und Held (vgl. SB II, 120), so wird jetzt der philosophische Geist des Grafen hervorgehoben und darüberhinaus mit negativen Attributen versehen (vgl. SB II, 206).

In der Beurteilung seiner amtlichen Position macht sich ebenfalls eine tiefgreifende Veränderung bemerkbar. Zwar hatte Herder schon im Januar 1772 allgemein die mangelnden Wirkungsmöglichkeiten in Bückeburg beklagt, aber erst im August 1772 bezieht er diese Aussage explizit auf sein Amt („[. . .] im Lande ist für mich Nichts zu thun. Ein Pastor ohne Gemeine! ein Patron der Schulen ohne Schulen! Consistorialrath ohne Consistorium — [. . .]“ — SB II, 206). Während Herder zuvor seine amtliche Tätigkeit *an sich* ablehnte, wird nun plötzlich die mangelnde Erfüllung *innerhalb* seines Amtes bedauert. Ein Stellungswechsel scheint für Herder zeitweise der einzige Ausweg aus seiner unbefriedigenden Situation gewesen zu sein, wobei insbesondere die Berufung an die Universität Göttingen in seinem Interesse lag. Bereits im Mai 1772 formuliert er sein Vorhaben, eine Professur in Göttingen anzustreben (SB II, 173), doch auch in dieser Hinsicht kommt es wiederum im August 1772 zu einem, wenn auch nur kurzfristigen Sinneswandel aufgrund theologischer Bedenken: „Ueber eine anderweitige Stelle weiß ich nichts; gräme mich auch nicht darum, weil ich hier doch immer u. gewiß Stelle habe. Auch wird mir der Gedanke nur schwer, den geistlichen Stand zu ändern: ich habe Alles ohngeachtet, solche Liebe zu ihm.“ (SB II, 203)

Nicht zuletzt erfahren Herders schriftstellerische Aktivitäten im August 1772 einen Wandel. Mit einer erneuten, allerdings nur kurz andauernden Arbeitseuphorie geht eine Verlagerung des Herderschen Arbeitsgebiets von den „schönen Wissenschaften“ hin zu theologischen Themen einher („Meine Lieblingssache ist jetzt fast nichts: wenigstens nicht die lieben schönen Künste und Wissenschaften. [. . .] Was ich also sonst treibe, bezieht sich jetzt meistens am Ende auf die Bibel.“ — SB IX, 157). Auch beginnt Herder sich nach dem August 1772 mit der Abfassung von Oratorien zu befassen. Ende Dezember 1772 übersendet er seiner Braut das Werk »Die Kindheit Jesu« (vgl. SB II, 280, 376), zu dem der Bückeburger Kapell- und

Konzertmeister Bach die Musik liefert, und im Frühjahr 1773 vertont Bach Herders »Die Auferstehung des Lazarus«.

Mit der Heirat Ende April 1773 scheint sich aus Herders Perspektive der von ihm prognostizierte Zweck seines Daseins zu erfüllen. Dieser „Erste fühlbare Beweis nach langer Zeit“ (SB IX, 186) von der Sinnhaftigkeit seines Lebens und der Existenz einer positiven, langfristig etwas Gutes bewirkenden Vorsehung führt zu erneuter schriftstellerischer Tätigkeit, die gleichsam als „thätiger Dank“ für diese Erkenntnis fungiert: „Nicht mehr einsam auf der Welt u. verlohren! mit einer Seele jetzt begleitet, deren Arm mich immer als sicht- u. tausendfach fühlbare Vorsehung Gottes umschlingt, bei der ich so Eine neue Kon-Sub- u. Existenz spüre, wie das Ding heißt, u. recht eigentlich Güte u. Anschau Gottes auf meinem Lebenswege schmecke — Doch das Alles ist Nichts gesagt! Nur mein ganzes Leben kann thätiger Dank seyn [. . .]“ (SB III, 36f.).

Die Herdersche Selbstdarstellung in seinen Briefen weist während des hier untersuchten Zeitraums von zwei Jahren ein ungewöhnlich hohes Maß an Diskontinuität auf, wie an den verschiedenen, nahezu halbjährlich wechselnden Selbsteinschätzungen deutlich wird. Diese Inkonsistenz der Selbstthematisierung hängt eng mit dem fundamentalen Problem der Sinngebung des eigenen Lebens zusammen, das während der ersten beiden Bückeburger Jahre einen hohen Stellenwert einnimmt.

Der erste Versuch der Sinnstiftung durch Selbstkonstitution des Ich, inhaltlich gefüllt durch den Selbstentwurf als romantischer Philosoph mit eigenem Bildungsplan, scheitert bereits im Herbst 1771. Die Unzufriedenheit mit dem eigenen Zustand läßt sich von dieser Zeit an nicht mehr mit dem entworfenen Selbstbild in Einklang bringen; die krasse Inkongruenz zwischen dem selbstkonzipierten Bildungsplan für das eigene Leben und den damit nicht zu vereinbarenden Gegebenheiten führt schließlich nicht nur zur Aufgabe des selbstkreierten Bildungskonzepts, sondern macht Herder zugleich die Erfolglosigkeit von Selbstkonstitution an sich deutlich. Dieses Erlebnis scheint derart nachhaltig auf ihn gewirkt zu haben, daß er zu einem erneuten, positiv auf die Zukunft gerichteten Selbstentwurf nicht mehr fähig ist; ohne Plan jedoch kann der augenblickliche Zustand des Ich nicht in ein Ganzes integriert werden und bleibt fragmentarisch ohne Sinn und Zweck.

Diese Krisensituation des persönlichen Sinnverlusts wird von Herder als existentielle Bedrohung seines Daseins aufgefaßt und dementsprechend in

seinen Briefen problematisiert. Das gleichsam im Schwebezustand des Selbstzweifels verharrende Herdersche Ich erfährt nun die von Caroline Flachsland provozierte Heiratsvereinbarung und deren scheinbar durch äußere Umstände erzwungene Bekanntmachung als eine von ihm weder geplante noch beeinflusste Aktion, die aller Voraussicht nach zu der von Herder erhofften positiven Veränderung seines künftigen Lebens in Bückeburg führen wird. Dieses Ereignis wird von Herder als der — bisher von ihm lediglich vermutete — Nachweis der Existenz einer göttlichen Schicksalsbeziehungswise Vorsehungsmacht angesehen, die die Teilhaftigkeit des einzelnen Ich an einem Ganzen ermöglicht. Mit dieser Bestätigung wird ein Sinnstiftungsprozeß eingeleitet, der nicht nur einen neuen Selbstentwurf Herders zur Folge hat, sondern mit dem auch eine Veränderung im Herderschen Denken insgesamt einhergeht.